



HUGO STEINER-PRAG: DER GOLEM

Schlaf

Das Mondlicht fällt auf das Fußende meines Bettes und liegt dort wie ein großer, heller, flacher Stein.

Wenn der Vollmond in seiner Gestalt zu schrumpfen beginnt und seine rechte Seite fängt an zu verfallen, – wie ein Gesicht, das dem Alter entgegenggeht, zuerst an einer Wange Falten zeigt und abmagert, – dann bemächtigt sich meiner um solche Zeit des Nachts eine trübe, qualvolle Unruhe.

Ich schlafe nicht und wache nicht, und im Halbdraum vermischt sich in meiner Seele Erlebtes mit Gelesenem und Gehörtem, wie Ströme von verschiedener Farbe und Klarheit zusammenfließen.

Ich hatte über das Leben des Buddha Gotama gelesen, ehe ich mich niedergelegt, und in tausend Spielarten zog der Satz immer wieder von vorne beginnend durch meinen Sinn:

„Eine Krähe flog zu einem Steine hin, der wie ein Stück Fett aussah, und dachte: vielleicht ist hier etwas Wohlschmeckendes. Da nun die Krähe dort nichts Wohlschmeckendes fand, flog sie fort. Wie die Krähe, die sich dem Stein genähert, so verlassen wir – wir, die Versucher, – den Asketen Gotama, da wir den Gefallen an ihm verloren haben.“

Und das Bild von dem Stein, der aussah wie ein Stück Fett, wächst ins Ungeheuerliche in meinem Hirn:

Lebensgeschichte: – wie er sich emporgerungen, den Dokortitel erworben und später Rector magnificus geworden war. Wenn er zu der Stelle kam, wo er mit dem Busch Rosen in der Hand ins Zimmer seiner jungen Frau trat, – zur Feier ihres Geburtstages und zugleich zum Gedächtnis jener Stunde, da er dereinst um sie anhalten gekommen und sie seine liebe Braut geworden war, – da versagte ihm jedesmal die Stimme, und weinend sank er am Tisch zusammen. Dann geschah es wohl zuweilen, daß irgend ein liederliches Frauenzimmer ihm verschämt und heimlich, damit es keiner sehen sollte, eine halbwelke Blume auf die Hand legte.

Von den Zuhörern rührte sich dann noch lange Zeit keiner. Zum Weinen sind diese Menschen zu hart, aber an ihren Kleidern blickten sie herunter und drehten unsicher die Finger.

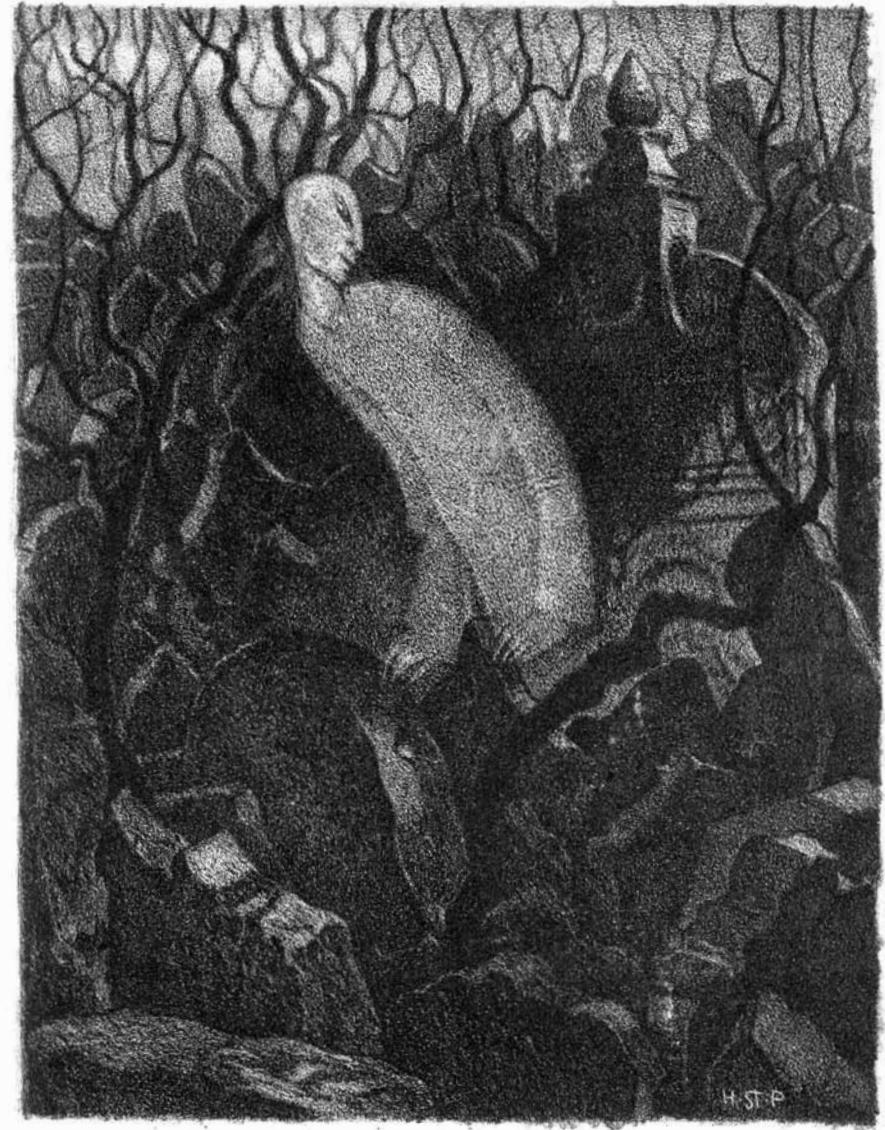
Eines Morgens fand man Dr. Hulbert tot auf einer Bank unten an der Moldau. Er wird, denke ich, erfroren sein.

Sein Leichenbegängnis sehe ich noch heute vor mir. Das „Bataillon“ hatte sich fast zerfleischt, um alles so prunkvoll wie möglich zu gestalten.

Voran ging der Pedell der Universität im vollen Ornat: in den Händen das purpurne Kissenpolster mit der güldenen Kette darauf und hinter dem Leichenwagen in unabsehbarer Reihe – das „Bataillon“ barfuß, schmutzstarrend, zerlumpt und zerfetzt. Einer von ihnen hatte sein Letztes verkauft und ging daher: Leib, Beine und Arme mit Lagen aus altem Zeitungspapier umwickelt und umbunden.

So erwiesen sie ihm die letzte Ehre.

Auf seinem Grabe, draußen im Friedhof, steht ein weißer Stein, darein sind drei Figuren gemeißelt: der



HUGO STEINER-PRAG: AM GRABE DES MEISTERS

Wach

Zwakh war vor uns die Treppen hinaufgelaufen, und ich hörte, wie Mirjam, die Tochter des Archivars Hillel, ihn ängstlich ausfragte und er sie zu beruhigen trachtete.

Ich gab mir keine Mühe hinzuhorchen, was sie miteinander sprachen, und erriet mehr, als ich es in Worten verstand, daß Zwakh erzählte, mir sei ein Unfall zugestoßen, und sie kämen bitten, mir die erste Hilfe zu leisten und mich wieder zu Bewußtsein zu bringen.

Noch immer konnte ich kein Glied rühren, und die unsichtbaren Finger hielten meine Zunge; aber mein Denken war fest und sicher, und das Gefühl des Grauens hatte von mir abgelassen. Ich wußte genau, wo ich war und was mit mir geschah, und empfand es nicht einmal als absonderlich, daß man mich wie einen Toten hinauftrug, samt der Bahre im Zimmer Schema-jah Hillels niedersetzte und – allein ließ.

Eine ruhige, natürliche Zufriedenheit, wie man sie beim Heimkommen nach einer langen Wanderung genießt, erfüllte mich.

Es war finster in der Stube, und mit verschwimmenden Umrissen hoben sich die Fensterrahmen in Kreuzesformen von dem mattleuchtenden Dunst ab, der von der Gasse heraufschimmerte.

Alles kam mir selbstverständlich vor, und ich wunderte mich weder darüber, daß Hillel mit einem jüdischen



HUGO STEINER-PRAG: SCHEMAJAH HILLEL

Trieb

Wie im Fluge waren mir die Stunden der letzten Tage vergangen. Kaum, daß ich mir Zeit zu den Mahlzeiten ließ.

Ein unwiderstehlicher Drang nach äußerer Tätigkeit hatte mich von früh bis abends an meinen Arbeitstisch gefesselt.

Die Gemme war fertig geworden, und Mirjam hatte sich wie ein Kind darüber gefreut.

Auch der Buchstabe „I“ in dem Buche Ibbur war ausgebessert.

Ich lehnte mich zurück und ließ ruhevoll all die kleinen Geschehnisse der heutigen Stunden an mir vorüberziehen:

Wie das alte Weib, das mich bediente, am Morgen nach dem Ungewitter zu mir ins Zimmer gestürzt kam mit der Meldung, die steinerne Brücke sei in der Nacht eingestürzt. –

Seltsam: – Eingestürzt! Vielleicht gerade in der Stunde, wo ich die Körner – – – nein, nein, nicht daran denken; es könnte einen Anstrich von Nüchternheit bekommen, was damals geschehen war, und ich hatte mir vorgenommen, es in meiner Brust begraben sein zu lassen, bis es von selbst wieder erwachte, – nur nicht daran rühren.

Wie lange war's her, da ging ich noch über die Brücke, sah die steinernen Statuen, – und jetzt lag sie, die Brücke, die Jahrhunderte gestanden, in Trümmern.

Es stimmte mich beinahe wehmütig, daß ich nie mehr meinen Fuß auf sie setzen sollte. Wenn man sie auch wieder aufbaute, war es ja doch nicht mehr die alte, geheimnisvolle, steinerne Brücke.

Stundenlang hatte ich, während ich an der Gemme schnitt, darüber nachdenken müssen, und so selbstverständlich, als hätte ich es nie vergessen gehabt, war es lebendig in mir geworden: wie oft ich als Kind und auch in spätern Jahren zu dem Bildnis der heiligen Luitgard und all den andern, die jetzt begraben lagen in den tosenden Wassern, aufgeblickt.

Die vielen, kleinen lieben Dinge, die ich in meiner Jugend mein eigen genannt, hatte ich wieder gesehen im Geiste – und meinen Vater und meine Mutter und die Menge Schulkameraden. Nur an das Haus, wo ich gewohnt, konnte ich mich nicht mehr erinnern.

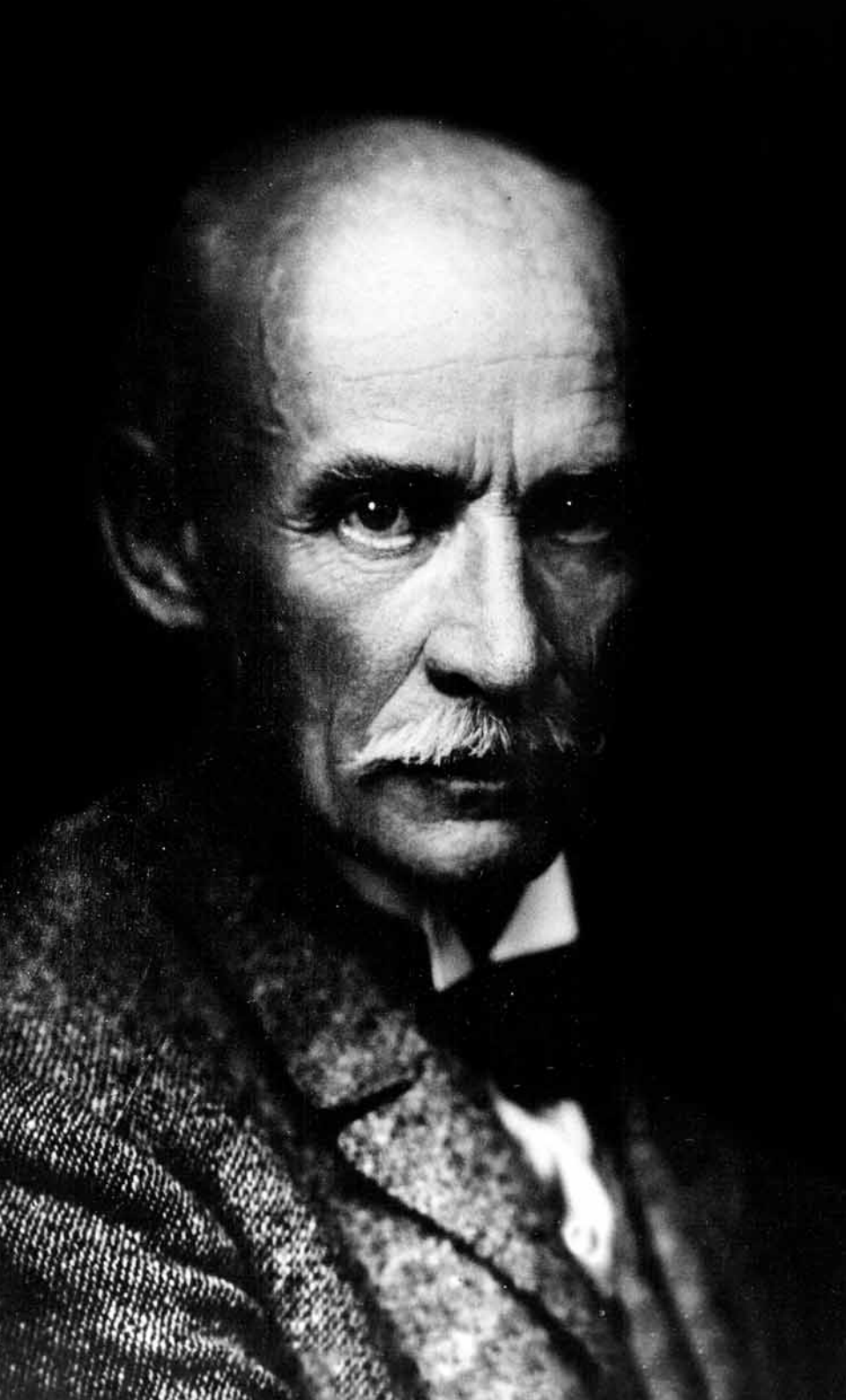
Ich wußte, es würde plötzlich, eines Tages, wenn ich es am wenigsten erwartete, wieder vor mir stehen; und ich freute mich darauf.

Die Empfindung, daß sich mit einemmal alles natürlich und einfach in mir abwickelte, war so behaglich.

Als ich vorgestern das Buch Ibbur aus der Kasette geholt hatte, – es war so gar nichts Erstaunliches daran gewesen, daß es aussah, nun, wie eben ein altes, mit wertvollen Initialen geschmücktes Pergamentbuch aussieht – schien es mir ganz selbstverständlich.

Ich konnte nicht begreifen, daß es jemals gespenstisch auf mich gewirkt hatte!

Es war in hebräischer Sprache geschrieben, vollkommen unverständlich für mich.



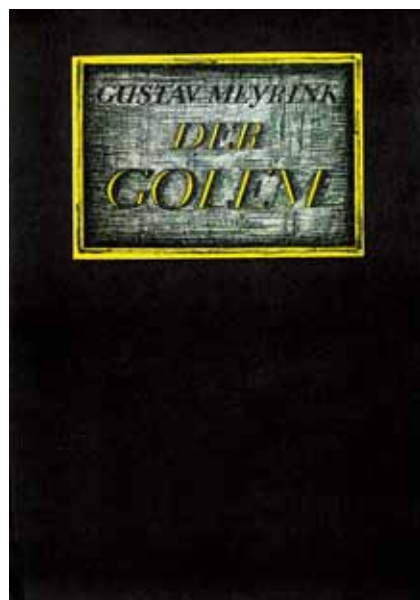
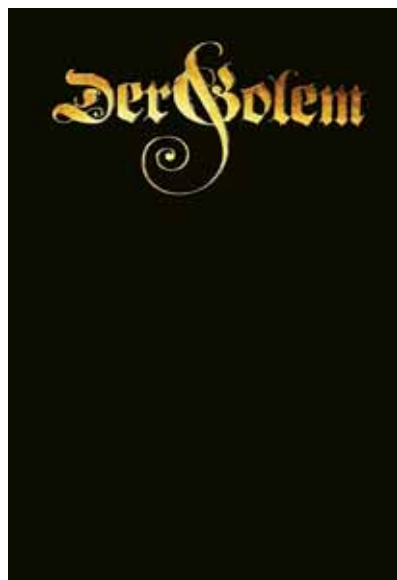
NORA GOTTBATH

VOM LANGEN WEG ZUM MAGISCHEN WORT:
GUSTAV MEYRINK UND *DER GOLEM*

Gustav Meyrink wird besonders von Freunden der Phantastik geschätzt und ist darüber hinaus bei Kennern der Prager deutschen Literatur hochangesehen, wenn er es hinsichtlich des Bekanntheitsgrades auch nicht mit Autoren wie Franz Kafka oder Rainer Maria Rilke aufnehmen kann. Die vergleichsweise breite Rezeption seines Romans *Der Golem* bzw. zumindest dessen Titels lassen es sinnvoll erscheinen, einige gängige Irrtümer richtigzustellen: Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass Meyrinks Buch trotz partieller Titelgleichheit nicht die Vorlage für den Stummfilm *Der Golem – Wie er in die Welt kam* bot. Das filmische Werk von 1920, entstanden unter der Regie von Carl Boese und Paul Wegener, nimmt sich der Sage um den Golem und seinen Erschaffer Rabbi Jehuda Löw an. In Meyrinks *Golem* bleibt die Gestalt unsichtbar und figuriert nur als „Symbol der Massenseele“.¹ Geprägt ist sein Hauptwerk von kabbalistischen Motiven und Legenden; Meyrink bediente sich zudem verschiedener mystischer Traditionen, ohne indes selbst die jeweiligen Glaubensinhalte zu teilen oder einer bestimmten Religionsgemeinschaft anzugehören.

Grundsätzlich sollte bei Betrachtung von Meyrinks Werk nicht außer Acht bleiben, dass er als Berufsschriftsteller wirtschaftliche Interessen mit seinen

Der Schriftsteller und Esoteriker Gustav Meyrink (1868–1932) in den späten 1920er Jahren.



Tagblatts sollte wohl motiviert werden, den *Golem* vorab zu veröffentlichen. So schrieb ihm Meyrink am 9. September 1913, wobei er sich noch eines früheren Titelvorschlags für den *Golem* bediente:

Lieber Herr Busson!

Fallen Sie nicht um, dass ich heute – und noch dazu mit einer großen Bitte zu ihnen komme.

In den nächsten Tagen wird ein Roman von mir: Athanasius Pernath, der Gemmenschneider fertig, an dem ich Jahre gearbeitet habe. [...]

Wäre eine Chance, dass Ihr Blatt das Vorabdrucksrecht erwürbe?

Und wieviel würde es wohl in einem solchen Fall zahlen? Tschuldigen Sie die Frage, bitte, aber ich nage buchstäblich am Hungertuch. Ich wäre Ihnen für jede Mitteilung sehr dankbar.

Wenngleich Busson zumindest anfänglich Interesse bekundet haben muss, wie sich aus einem späteren Brief Meyrinks mit einer Ankündigung der Übersendung des Manuskripts rückschließen lässt, so wurde man sich allem Anschein nach doch nicht handelseinig. Das Vorabdrucksrecht wurde bekanntlich den *Weissen Blättern* zugesprochen. Der Briefauszug dokumentiert eindringlich, wie schlecht es um die finanzielle Lage der Familie Meyrink gestanden haben muss. Man darf annehmen, dass die Geburten von Tochter Sybille Felizitas 1906 und von Sohn Harro Fortunat 1908 sowie der Umzug nach Starnberg die Haushaltskasse schwer

O BEN LINKS: Schutzumschlag der gebundenen Erstausgabe, 1915 • O BEN RECHTS: Einband der gebundenen Erstausgabe, 1915 • U N TEN LINKS: Einband der broschiierten Erstausgabe, 1915 • U N TEN RECHTS: Einband mit einer Vignette von Hugo Steiner-Prag, 1917.